

(Nachdruck verboten.)

## 2] Der Vorzugsschüler.

Von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Der zukünftige Kapitalist hielt die Feder in der Hand und sann. Nicht über seine Rechnungsaufgabe. Seine Gedanken trugen ihn weit weg aus der kahlen, dürrig eingerichteten Stube ins Freie, wo jetzt schon neues Leben sich zu regen begann und ein Frühling sich ankündigte, von dem er wieder nichts haben sollte. Dem Frühling würde der Sommer folgen, die Schule geschlossen werden, und die Kameraden würden auf die Ferien gehen, einige in die Nähe von Wien, oder gar ins Gebirge, in die Wälder, an die schimmernden Seen und Flüsse, an brausende Wasserfälle . . . Nur er kam nie heraus aus den trostlosen Straßen der Vorstadt, nie fort vom müdmachenden, langweiligen, verhaßten Straßenpflaster, auf dem man sich die Schuhe zerriß und die Füße wund ging. Dazu des Vaters ewig wiederholtes:

„Lern! Hast gelernt? Kinder sind da, um zu lernen.“  
In seinem Zungen aber schrie es: Nicht nur um zu lernen! Manchmal schon hatte er sich ein Herz gefaßt und gesagt: „Die anderen sind jetzt auf Ferien und lernen nicht.“

Da war der Vater böse geworden. „Sind das Vorzugsschüler? Wenn ja ein paar darunter sind, dann sind sie nicht leichtsinnig und zerstreut wie Du, fauler Bub. Haben vielleicht nicht einmal Talent wie Du, dafür aber Fleiß, eisernen Fleiß. Ferien . . . was Ferien! Ein tüchtiger Mensch braucht keine. Hab ich Ferien?“ Es war der Stolz Pfanners, daß er noch nie Urlaub genommen.

Indessen, trotz all der väterlichen Strenge, ein wahres Köchhorn für jede heitere, lustige Regung, hatte es einige Jahre gegeben, in denen Georg eine Frühlingstfreude genossen. Und heute war der gesegnete Tag, an dem ihm endlich ein langgehegter, heißer Wunsch erfüllt wurde. Er trug das Mittel, Frühlingstfreude wieder zu erwecken, in seiner Tasche.

Um ein Stockwerk tiefer als die Familie Pfanner, im dritten des gegenüber liegenden Hauses wohnte ein Schuster, der eine Nachtigall besaß. Wenn der Frühling anbrach, hing er ihren Käfig unter den Fenstersims an die Mauer. Der Käfig war eng und schmal, hatte dicke Sprossen und bot seiner Bewohnerin wenig Raum und wenig Licht. Sie sang wundersam in ihrer traurigen Gefangenschaft. Ihre süßen Wiederklänge nicht nur klagend und sehnsuchtsvoll, auch hell und jubelnd und wie voll des seligen Entzückens über die eigene Herrlichkeit, berauscht vom Triumph über die eigene hinreißende Macht. Die Töne, die der kleinen Brust entquollen, erfüllten die Gasse mit Wohlklang.

Georg brachte jeden freien Augenblick am Fenster zu, beugte sich hinaus und sandte der Nachtigall seine Liebesgrüße. Der Schuster, das konnte man leicht bemerken, kümmerte sich nicht viel um die holde Sängerin. Wäre sie Georgs Eigentum gewesen, wie hätte er sie gehegt und gepflegt! Sie war sein Glück, seine Wohltäterin, sie zauberte ihm den Frühling in die traurige Stube und Schönheit und Poesie in sein ödes Leben. Er lauschte ihr, und märchenhaft liebliche Bilder tauchte vor ihm auf, Landschaften im purpurnen Grün des neuen jungen Lebens, blütendurchhaucht, lichtgetränkt. Alles, wobon er gelesen und gehört hatte, das zu erblicken er sich gesehnt, das für ihn das ewig Unerreichbare bleiben sollte.

Bis Johannis ging es so fort, dann hörte die Nachtigall auf zu schlagen, und der Schuster nahm das Bauer wieder ins Zimmer herein. Im letzten Frühjahr hatte Georg vergeblich auf das Erscheinen des Bauers gewartet. Der Schuster hatte die Nachtigall vielleicht verschenkt, oder vielleicht war sie gestorben, und mit ihr all die schönen Träume, die ihr Gesang geweckt, und die stille, geheimnisvolle Wonne, sich ihnen zu überlassen und ihnen nachzuhängen.

Nun aber, vor einigen Wochen an einem grauen, frostigen Februarmorgen, tönten Georg, als er in die Nähe der Schule kam, die schmerzlich vermischten Nachtigallenklänge entgegen. Er stieß einen Freudenschrei aus, sah um sich, sah zu den

Gäufern empor, und da war nirgends ein Vogelbauer zu entdecken, und nirgends stand ein Fenster offen, aus dem der Gesang hätte dringen können. Die Töne schlugen einmal stärker, einmal schwächer an sein Ohr. Sie wanderten, näherten, entfernten sich, und plötzlich lachte Georg laut auf. Die Nachtigall, die so prachtvoll sang, spazierte vor ihm her, blieb stehen, schmetterte ihre Lockrufe in die Luft hinaus, ging ein Stück weiter, kehrte um und kam jetzt auf ihn zu. Sie hieß Salomon Levi, war fünfzehn Jahre alt und trug schiefgetretene Stiefel, einen schwarzen Kasten, einen steifen, breitkrämpigen Hut. Ihre eingefallenen Wangen entlang baumelten ein paar glänzende, rabenschwarze Schläfenlocken.

„Herrje, Salomon!“ hatte Georg ausgerufen, „was ist mit Dir? bist eine Nachtigall worden?“

Der Angeredete trug an einem fettigen Riemen ein Tabulett, noch einmal so breit als er selbst, und hinkte von früh bis abends unermüdet auf dem Quai vor der Schulgasse auf und ab. Sein Warenlager erfreute sich unter den Studenten des Rufes großer Solidität und bestand aus Brief- und Geldtaschen, Spiegeln, Messern, Uhretten und dergleichen. Der junge Hausierer führte auch allerlei Spielzeug, das auf Georg eine starke Anziehung übte. Er hatte nie, nicht einmal als kleines Kind, Spielzeug besessen.

„Spielereien kaufen — Geld hinauswerfen, Unsinn!“ sagte Pfanner. „Ein Kind, das Phantasie hat, ein Kind wie das meine braucht keine. Ein Scheit Holz oder ein hölzernes Pferd sind dasselbe für ihn, sind ihm beide ein lebendiges Pferd. Eine Puppe in Seidenkleidern oder der in Zeitungspapier gewickelte Stiefelknecht sind ihm eines wie das andere, ein lebendiges Kind.“

Für Georg hastete der Reiz des Verbotenen an jedem Gegenstand in Salomons Auslagelassen. Er kam nie ohne Herzweh an ihm vorüber und knüpfte, so oft es anging, ein Gespräch mit Levi an, um alle die Kostbarkeiten, die er ausbot, mit Muße betrachten und sogar berühren zu dürfen.

„Ach Salomon,“ sagte er ihm einmal, „wie glücklich bist Du! Kannst immer auf und ab gehen, und mußt nicht mehr in die Schule, hast so viele schöne Sachen und kannst sie den ganzen Tag ansehen. Wie froh mußt Du sein!“

Salomon sah ihn wehmütig an. In welchem Irrtum war Georg befangen! Wenn Salomon alle die „schönen Sachen“ anbrächte, und noch viele andere und Geld für sie bekäme und studieren könnte, dann wäre er froh.

Sie hielten nun täglich eine Unterredung, eine kurze Bloß, denn Georg wußte, daß der Vater ihn daheim fast regelmäßig, mit der Uhr in der Hand, erwartete, und wenn er sich um ein paar Minuten verspätete, dann gab es böse Minuten für seine arme Mutter.

So flüchtig aber auch die Begegnungen der beiden Knaben waren, sie bildeten allmählich ein starkes Band. Jeder von ihnen kannte das Leiden; einer bedauerte den anderen und beneidete ihn auch. Fürs Leben gern hätten sie getauscht, verhandelt oft darüber und waren schon gute Bekannte gewesen vor jenem Februarmorgen, an dem der Vorzugsschüler dem Hausierer zugerufen hatte:

„Bist eine Nachtigall worden?“

Selles Entzücken durchströmte ihn, als Salomon ihm ein Instrumentchen zeigte, nicht größer wie eine Nuß, in dem alle Flötentöne der Nachtigall schliefen. Man brauchte es nur zwischen die Lippen zu nehmen und geschickt mit der Zunge zu behandeln, um den lieblichen Gesang zu wecken. Er hätte sich auf die Knie werfen und Salomon beschwören mögen: „Sei gut, sei großmütig, schenk mir die Nachtigall!“ Aber das Bild seines Vaters schwebte ihm vor, er vernahm die Worte: „Du bist ein Beamtensohn, Du unterstehst Dich nicht, etwas anzunehmen, nicht ein Endchen Meißel, nicht eine Feder. Von keinem Mitschüler, von keinem Menschen.“

So stotterte er denn mit fliegendem Atem: „Was kostet die Nachtigall?“

Sie kostete zwanzig Heller, und Salomon hatte heute schon ein paar Duzend verkauft und kostete, noch ein paar Duzend zu verkaufen und bald auch seinen ganzen Vorrat, denn sie gingen reichend ab.

Georg überlegte: „Wirst Du in fünf Tagen keine mehr haben . . .? Gebe mir eine auf, ich bitte Dich. Wenn ich

mein Taufgeld erspare, habe ich in fünf Tagen zwanzig Heller beisammen und kann Dir die Nachtigall bezahlen.“

Salomon war sehr ungläubig. Mehrmals schon hatte Georg versucht, sein Taufgeld zu sparen, um bei ihm einen Einkauf machen zu können, es aber nie weiter gebracht als bis zu acht, höchstens zu zehn Heller. Dann war er plötzlich an einem Nachmittag zu hungrig geworden und hatte sein ganzes Geld auf einmal ausgegeben, für eine besonders lodende Brezel. Beim Bäcker an der Ecke bekam man so köstliche! Er hatte auch schon seinen kleinen Besitz an Kupfermünzen Kermeren, als er selbst war, geschenkt. Salomon zweifelte mit gutem Grund an der Fähigkeit des „jungen Herrn“, etwas zurückzulegen. Dennoch erfüllte er ihm seinen Wunsch. Eine Nachtigall blieb unverkauft, die beste. Wer die zu behandeln verstand, konnte ihr ganz besonders klangreiche Töne entlocken.

Und heute hatte Georg sie erworben, war glorreich vor Salomon hingetreten, hatte ihm zehn Zweihellerstücke in die Hand gezählt und die Nachtigall in Empfang genommen.

Der Unterricht in der Gebrauchsanweisung war „dreingegangen“. Das kleine Instrument wanderte von einem Mund zum andern, und sogleich, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit lernte Georg dem Tabulettträger seine Kunst ab.

„Was ein Talent zur Musik! Ich hab müssen lernen drei Tag, bis ich hab spielen gekonnt. Sie können gleich spielen, besser als ich.“

Georg erwiderte glücklich, es sei ja so leicht. Ach, wenn alles so leicht wäre, wenn es mit der Mathematik und der Geschichte und mit dem Griechischen auch so ginge!

In Salomons melancholischen Augen leuchtete es auf: „Mir möchte leicht sein das Studieren,“ sprach er und sah sehr hochmütig und sehr traurig aus.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine protestantische Inquisition.

Am 14. August wurde in der französischen Stadt Vienne in der Dauphiné ein großes Standbild mit fünf 8 Meter hohen Figuren enthüllt zum Andenken an den berühmten Arzt, freidenkerischen Theologen und Märtyrer des 16. Jahrhunderts Michael Servet, der eigentlich Miguel Serveto y Nebes hieß.

Bereits in dem Calvin-Artikel zum 10. Juli wurde des Mannes gedacht, der nebst so manchem anderem dem Reformator der französischen Schweiz zum Opfer fiel, weil er die Dreieinigkeit in seinen Schriften anders aufzufassen sich erlaubte als Calvin. Ein Spanier von Geburt, studierte er in Toulouse die Rechte, kam im Gefolge Karls V., dessen Kaiserkrönung er bewohnte, nach Deutschland und stand hier in den Diensten des kaiserlichen Reichshofers Quintana. Als es ihm nicht gelang, den Dekolampadius, einem der Kirchenreformatoren des 16. Jahrhunderts, für seine von der Kirchenlehre abweichenden spekulativen Ansichten von der Trinität zu gewinnen, wandte er sich im Oktober 1530 nach Straßburg und veröffentlichte sein Werk „De trinitatis erroribus“, von dem der Rat zu Basel viele Exemplare vernichten ließ und von dessen Verfasser der fromme Bucer urteilte, „er sei würdig, daß man ihm die Eingeweide aus dem Leibe reiße“. Dagegen suchte Servet seine Ansichten in einer zweiten Schrift weiter zu begründen. Dann trieb er längere Zeit in Paris medizinische Studien und lebte seit 1540 in der alt-römischen Stadt Vienne, wo er die ärztliche Praxis ausübte und die meisten seiner Werke verfaßte. Von hier aus trat er auch mit Calvin in Korrespondenz, indem er sich einbildete, den starren Reformator für seine Ansichten gewinnen zu können. Calvin brach aber den Verkehr mit ihm ab und schrieb an Farel, einem seiner Mitarbeiter in Neuchâtel: „Wenn Servet nach Genf käme, würde ich nicht dulden, daß er am Leben bliebe.“ Als dann Servet 1553 in Lyon seine theosophische Schrift „Christianismi restitutio“ erscheinen ließ, in der er die katholische und protestantische Orthodoxie zugleich angriff, schrieb ein französischer Flüchtling in Genf an seine Verwandten in Lyon, es sei sehr unpassend, in Frankreich die Protestanten zu sehr zu verfolgen, während man in Vienne einen Keher dulde, der verbrannt zu werden verdiene. Der Verwandte klagte nun Servet bei der Inquisition zu Vienne an. Die Beweise schienen derselben aber noch nicht genügend und sie ließ sich von dem erwähnten Flüchtling Briefe Servets senden, welche derselbe von niemand anders erhalten hatte, als von Calvin, der ja mit dem Unglücklichen korrespondiert hatte. So wurde Servet überführt und in Lyon in den Kerker geworfen, während sein Bild und seine Werke auf Befehl der Inquisition verbrannt wurden. Der arglose Keher entkam zwar aus dem Gefängnis (1553) aber nur, um aus der päpstlichen Charhdbis in den Schlund der calvinischen Seylla zu fallen, denn unglücklicherweise führte das Geschick das Opfer zweier Inquisitionen nach Genf. In dem vermeintlichen Akt verfolgter Glaubensmartyrer sollte das ungeheuerliche Schauspiel einer protestantischen Keherverbrennung aufgeführt werden.

Der Großinquisitor von Genf war damals eben in heftigem Kampfe mit den verhassten „Libertinern“ (Anhängern Zwinglis) begriffen und schien nahe daran, ihnen zu unterliegen. Da galt es denn für den wantenden Glaubensdiktator, sich durch eine entscheidende Tat zu retten, die seine Gegner erschrecken und einschüchtern würde. Vollbrachte er in diesem Augenblick nichts Außerordentliches, so stand seine zweite Verbannung vor der Tür, und alle seine hochfliegenden Pläne wurden zu Wasser.

In dieser kritischen Lage hielt Calvin eine Predigt. Da erblickte er in einer Ecke der Kirche einen in einen Mantel geküllten Fremden, unter dessen buschigen Brauen zwei blühende Augen auf ihn gerichtet waren und jedes Wort, das von seinen Lippen kam, gierig aufzufangen schienen. Das Blut stockte ihm beinahe vor freudiger Ueberraschung. Er ließ nichts merken und predigte mit kalter Ruhe zu Ende. Als er aber das Gotteshaus verließ, sandte er sogleich seine Ergebenen aus und ließ den Flüchtling von sicherer Hand ergreifen. Da indessen die damaligen Gesetze die Verhaftung des Anklägers gleich dem Angellagten forderten, um gegen eine falsche Anklage Bürgschaft zu besitzen, der Reformator aber nicht gern sitzen mochte, mußte sein Schreiber statt seiner die Anklage einreichen und das Gefängnis beziehen. Das inquisitorische Nachwerk beschuldigte den Angellagten, die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi, die Unsterblichkeit und die Kindertaufe geleugnet zu haben. Da es Calvin so wollte, wurde die Anklage bald begründet gefunden, der scheinbare Ankläger entlassen. Der Inquisitor nahm nun seine Maske ab. Die von ihm selbst verfaßte Anklageschrift besaßte sich nicht mit Dogmatik, sondern warf sich darauf, daß Servet ein für Staat und Kirche gemeingefährlicher Mensch, ein Rebell und Friedensstörer sei. Die Person des Angellagten mußte moralisch vernichtet und sein Gegner durch diesen geistigen Nord erhoben werden. Servet erhielt nicht einmal einen Verteidiger und seine Rechtfertigungen wurden nicht berücksichtigt. Dagegen benutzte Calvin seine Stellung, um von der Kanzel herab gegen den Feind zu donnern und ihn als Gotteslästerer zu kennzeichnen. Der Prozeß erregte Aufsehen. Die katholische Inquisition zu Vienne verlangte von Genf ihren Flüchtling heraus, aber er wurde ihr verweigert: die protestantische Inquisition wollte ihn selbst morden!

Die heiden theologischen Streiter bekämpften sich nun heftig in gegenseitigen Schriften, welches Recht die Zwinglianer dem Angellagten erwirkt hatten. Servet nannte Calvin einen elenden Magier und seine Anklage ein Hundegebell. Dieser beschuldigte dagegen Servet der Absicht, „das Licht auszulöschen, das wir im Worte Gottes haben, um alle Religion abzuschaffen“. Da sich aber gegen den beabsichtigten Regemord immer noch viele Opposition erhob, schlug Calvin sie durch bestimmende Gutachten, die er bei auswärtigen Theologen (bei den evangelischen Ministerien von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen) einholte, vollends nieder, und am 26. Oktober 1553 verurteilten 15 gegen 5 Stimmen den Unglücklichen zu dem Tode, dem in seinem Vaterlande Spanien damals alle Genfer ohne Ausnahme preisgegeben worden wären! Calvin hatte gesiegt und die Reformation war mit einem unauslöschlichen Brandmale besetzt.

Um sich den Schein des Mitleidens mit seinem Opfer zu geben, beantragte der Diktator die Vertauschung des Feuer Todes mit — der Enthauptung. Servet, dem noch ein vergeblicher Hoffnungsschrahl auf Freisprechung gelehrt hatte, soll sich bei Ankündigung des Urteils verzagt benommen und um Gnade gefleht haben. Einen Widerruf lehnte er jedoch beharrlich ab. Am Tage nach dem Urteil prasselten auf der Anhöhe Charpel bei Genf die Flammen, die einen alleinstehenden Forscher verzehrten, um, wie die Menschenverbrenner wähnten, der Welt zu beweisen, daß drei gleich eins und eins gleich drei ist.

Calvin hatte durch seine inquisitorische Untat wenigstens das erreicht, in Genf ungestört bis an sein Lebensende herrschen zu können und in seiner Eigenschaft als Papst der an die Gnadenwahl Glaubenden keinen Widerspruch zu erfahren. Er erlebte den Triumph, daß die Nachfolger Luthers und Zwinglis, Melancthon und Bullinger, ihm zur Beseitigung des Kezers Glück wünschten. Dagegen verurteilten dessen Verbrennung mit scharfen Worten die unabhängigen Theologen Castellio, der um seiner Grundsätze willen von Calvin als Rektor des Kollegiums zu Genf vertrieben wurde, Socinus, Celsus und de Thou.

1903 errichteten die Genfer dem unerschrockenen Verfechter seiner Meinung ein Sühnedenkmal, das beim Hospital Cantonal, an der Ecke der Rue Michel-Servet seinen Platz gefunden hat, und in diesen Tagen folgte eine neue Ehrung des tüchtigen Mannes in der Stadt, in der er nicht nur der leidenden Menschheit jahrelang diente, sondern auch den Gesunden ein Führer sein — wollte.

## Strafe und Belohnung bei der Kindererziehung.

Ich halte alle äußeren Erziehungsmittel ohne Ausnahme für verfehrt. Vielleicht wird man vielfach ohne sie nicht auskommen können. Aber sie zeugen immer von der Ohnmacht und Unfähigkeit der Erzieher und einer bisher mißlungenen Erziehung. Sie

sind nur von oberflächlicher Wirkung und kurieren ein Uebel, wenn sie es wirklich kurieren, durch ein anderes, das dann an die Stelle des alten tritt. Alle Strafen sind ein Zeichen, daß wir außerstande sind, durch unsern persönlichen Einfluß und erzieherische Einwirkung dem Kinde einen Fehler zu verleiden. Sie sind die letzte Zuflucht der Erzieher, aber damit auch die Capitulatioerklärung seiner Erziehungskunst. Schläge sind gewiß in der Zeit zuweilen nötig, wo wir noch nicht auf das Bewußtsein einwirken, sondern nur durch die körperliche Empfindung einen Eindruck hervorrufen können, also im ersten und zweiten Jahr, aber dann sollte man ohne sie auskommen. Alle Strafen haben doch nur einen Sinn als Abschreckungsmittel. Da sie aber in keinem Naturzusammenhang mit dem Fehler, über den sie verhängt werden, stehen, vermögen sie dem Kinde das Schlimme an sich nicht zu verleiden, sondern es nur aus Furcht vor Strafe an der Wiederholung abhalten. So erzieht man aber nicht, sondern bündigt nur durch Zwangsmittel. Sie schreden aber nicht einmal wirksam ab, höchstens nur von gleichgültigen Dingen. Aber um seine Rache zu fühlen, um einen interessanten Streich auszuführen, nimmt ein Kind gern eine Tracht Prügel auf sich. Das war ihre Tat ihnen wert. Ebensovienig wie man also einen in seiner Ehre Beleidigten durch Gefängnisstrafe von einem Duell abhalten wird, ebensovienig ein Kind durch Körper- oder Freiheitsstrafen von einem Wutausbruch, wenn es sich verletzt fühlt. Empfindet man sie aber als Kaufpreis, dann schänden sie nicht einmal, sondern es gilt als ein Zeichen von Tapferkeit, sie nicht zu scheuen. Andererseits sieht man sie nur zu leicht als Sühne seines Vergehens an, die es tilgt. Das läßt uns doch zur Gemüthe einen Blick in die sittlichen Verirrungen tun, die solche „erzieherischen“ Strafen notwendig im Gefolge haben. Auf welchem Fuß stehen hier das Kind und sein Erzieher zueinander? In welsch heroisches Licht tritt hier das Vergehen! Welche Verwirrung der sittlichen Begriffe und Empfindungen wird hierdurch hervorgerufen. Welche äußerliche Auffassung der Verschuldung greift hier Platz! Nein, ich will zugeben, daß Prügel besser sind als gar keine Erziehung, aber wenn aus einem mit Schlägen behandelten Kind etwas wird, so wird es das nicht wegen, sondern trotz der Prügel. Genau dasselbe ist es natürlich mit Einsperren, Fasten, Drohungen, Arbeit und Langeweile als Strafen. Sie erreichen nichts, sondern demoralisieren und schaden nur. Das Strafverfahren in der Kindererziehung verfehlt also vollständig seinen Zweck.

An Stelle der Strafe trete die Kritik, nicht die wortreiche, moralisierende, sondern die persönliche. Soweit das Kind selbst nicht zu einem sittlichen Urteil über sein Vergehen kommt, muß es an den Eltern, an dem Erzieher dessen inne werden. Oft löst die bloße Erscheinung das beschämende Gefühl oder Geständnis hervor. Sonst tut es jede ursprüngliche Aeußerung des Vorwurfs, ein Blick, ein Kopfschütteln. Wie ein inneres Gericht muß der Erzieher wirken, das den Kindern durch und durch geht. Das ist der rechte Ersatz für Strafe.

Nicht anders ist es mit den Belohnungen. Das Kind soll etwas der Sache wegen tun, eine Pflicht ebenso wie eine Arbeit. Das tut es aber nicht mehr, sobald eine Prämie dafür gesetzt wird. Es ist dann nicht mehr bei der Sache, sondern beim Preis, und die innere Gleichgültigkeit an der Aufgabe, die das Aussehen der Belohnung veranlaßt, wird dadurch nur gesteigert. Also auch hier ist es nur ein Scheinerfolg, und auch hier stellt sich ein neues Uebel ein. Durch Belohnung wird das Kind direkt für den Nützlichkeitsstandpunkt erzogen. Es wird überall fragen, was wird mir dafür, und überall versagen, wo nicht ein handgreiflicher Vorteil winkt.

Statt Belohnungen auszusprechen, wecke in dem Kinde ein Gefühl der Befriedigung über die getane Pflicht oder die geleistete Arbeit. Ein kurzes Lob: so ist es recht, das den Erfolg besiegelt, wenn die Selbstüberwindung vielleicht einmal recht schwer wurde, ein behagliches Verweilen mit ihm bei der getanen Arbeit, die Gewöhnung, nur mit gesammeltem Sinn tätig zu sein, wodurch die Freude an der Arbeit als solche erwacht, und andere einfache Erziehungsmittel erreichen leicht das Ziel, das die Belohnungen erstreben, aber nur bereiten.

Ein ebenso schlechtes Erziehungsmittel ist es, den Ehrgeiz anzustacheln. Es ist schlimm, daß man heutzutage die Empfindung dafür verloren hat, wie gewöhnlich der Ehrgeiz ist, mag er nun in der Sucht nach Ehren, Ansehen, hoher Stellung, oder im Bedürfnis nach Anerkennung oder im Verlangen nach sichtbarem Erfolg bestehen, wie gemein er ist, und wie er der Sache schadet, um die es sich handelt, dem Wohle wie der Wahrheit. Es ist eine Entwürdigung und Entwertung dessen, was wir treiben, und unserer selbst. Also hütet die Kinder davor und züchtet ihn nicht groß. Die Lust, um der Sache willen zu arbeiten, das Interesse am Wachstum, der eigenen Leistungsfähigkeit, der Wunsch, ein tüchtiger Mensch zu werden, soll das treibende Element sein, aber nicht das Verlangen, sich auszuzeichnen und andere zu übertreffen. Der Wettstreit ist vielleicht sehr wirksam, aber er wirkt nur äußerlich. Dieser oberflächliche Nutzen wiegt aber in keiner Weise den Schaden des Ehrgeizes auf, daß er hohl und eitel macht, sachliche Gleichgültigkeit und Kälte großzieht, den äußeren Schein zur entscheidenden Instanz erhebt und dem Erfolg alles opfern lehrt. Ich glaube, wer Blick für die ungeheure Menschenverwüstung hat, die wir dem Ehrgeiz verdanken, der mühte sich hüten, diesen Dämon zur Erziehung seiner Kinder heranzuziehen.

Nicht den Ehrgeiz großziehen, sondern das feine Empfinden pflegen, dem suchenden Geist Wege weisen und dem persönlichen Streben hohe Ziele stecken: das ist es, was das geistige Leben und Streben belebt, vertieft und in Ordnung bringt. Es gibt keine Kultur ohne beherrschende Ziele, und ihre organisierende, bildende und leitende Macht. Auch nicht für den Einzelnen. Deshalb sind Ziele das fruchtbarste und wirksamste Erziehungsmittel, das es gibt, Ziele natürlich innerhalb des jeweiligen Gesichtspunktes der Jugend, die aber wachsen mit ihrem Horizont.

Verwandt ist mit dem Ehrgeiz die Rücksicht auf die Öffentlichkeit als Stachel der Sittlichkeit: „Schäme dich vor . . .!“ — Nein, schäme dich vor dir selbst! Dieser Hinweis auf andere führt direkt zu innerer Schamlosigkeit und zur Abhängigkeit von den Meinungen der Mitmenschen. Wenn es nur niemand sieht, so ist alles erlaubt, das ist die Folgerung, die das Kind instinktiv daraus zieht, und die entscheidende Instanz wird in Zukunft nicht mehr das Gewissen, sondern die Meinung der Menschen sein.

Die erzieherischen Akte müssen Offenbarungen des Wesens der Erzieher sein. Sind sie das aber, dann steht in erster Linie die rechte Behandlung: die impulsive ursprüngliche Haltung, die wir einnehmen, in zweiter Linie das Wort. Blick und Gesichtsausdruck wirkt viel mehr als vieles Reden, und wir sprechen durch ein bereites Schweigen viel eindringlicher als durch lange Auseinandersetzungen. Mußt du aber reden, dann sprich kurz, so kurz wie irgend möglich und überlasse dann das Kind seinen Gedanken. Ein Satz schlägt den andern tot in seiner Wirkung. Laß es doch selbst darüber nachdenken. Vielleicht gibt es sich, daß du später einmal mit ihm darüber reden kannst. Aber gib ihm zunächst Ruhe zur inneren Aufnahme. Lange Reden wirken wie Strafen, denn es sind auch Strafen, Strafen mit Langeweile. Lange Reden heben die Sache ins theoretische Gebiet, und dahin folgt dir kein Kind. Du mußt mit ihm im Bereich des Lebens handeln, kurz und bündig, nachdrücklich und einfach, ohne Geschwätz und Pathos. Je weniger wir Worte machen, um so schwerer wiegen sie.

Dr. Joh. Müller.

## Kleines feuilleton.

### Naturwissenschaftliches.

Dr. D. von Linstow: Die Scharozer der Menschen und Tiere (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig, Preis 1,80 M.). Das Büchlein, das als ein Band der „Naturwissenschaftlichen Bibliothek“ des Verlages erschienen ist, gibt einen recht übersichtlichen Auszug aus dem großen Material, das die Lehre von den Scharozern und den durch sie erzeugten Krankheiten in der Medizin bildet. Wie allgemein üblich, hat der Verfasser die Parasiten in solche, die dem Tierreich, und in solche, die dem Pflanzenreich angehören, eingeteilt. Es werden, um nur einige der wichtigsten zu nennen, die Krätzmilbe, die verschiedenen Läusearten, die Spulwürmer, die Bandwürmer, die Trichine, der Malaria-Parasit in der Reihe der tierischen Scharozer an Hand von Abbildungen beschrieben; auch auf die von den einzelnen hervorgerufenen krankhaften Veränderungen der Organe ist in Kürze eingegangen ohne schwerverständliche, wissenschaftliche Auseinandersetzungen, sodas der unbefangene Leser eine ganz gute Vorstellung von diesem interessanten Gebiet bekommen kann. Die pflanzlichen Parasiten, zu denen vor allem die Bakterien, die Erreger der meisten Infektionskrankheiten (Cholera, Pest, Diphtherie, Tuberkulose usw.) gehören, sind im Verhältnis zu der Wichtigkeit, die ihnen zukommt und namentlich durch die an die Namen von Pasteur, Robert Koch, Behring usw. geknüpften Forschungen der letzten Jahrzehnte zur Evidenz herorgetreten ist, etwas kurz und stiefmütterlich abgehandelt worden. Auch sollten solche Druckfehler wie „Behrens“ statt „Behring“ auf Seite 135 vermieden werden, wenn es sich um so wichtige Angaben wie die Bezeichnung des Entdeckers der Diphtheriebakterien handelt; gerade dem nicht bewanderten Leser für den das Buch ja bestimmt ist, können dadurch falsche Vorstellungen gegeben werden. Noch bedauerlicher ist die Angabe des Verfassers, daß die populär als Krebsgeißel bekannte, sehr bössartige Neubildung wissenschaftlich als Carcinom und Sarkom bezeichnet wird. Nur das Carcinom ist identisch mit Krebs, während das Sarkom, zwar ebenfalls bössartig, doch eine ganz andere Geschwulstart darstellt. Solche Versehen sollten auch in populären Darstellungen nicht enthalten sein, die zwar vereinfachen sollen, aber nicht auf Kosten der Wahrheit. Abgesehen davon, können wir das Buch wohl empfehlen, da die einschlägigen wissenschaftlichen Werke für den, welcher kein Fachinteresse an diesen Dingen hat, zu umfangreich und auch zu schwer verständlich sind. W.

### Physiologisches.

Plötzliches Ergrauen der Haare. Kummer und Sorgen haben mich vorzeitig grau gemacht, hat schon mancher schwer arbeitende Mensch behauptet. Ja, der Volksmund sagt, man könne in einer einzigen Nacht schlohweiß werden. Die Aerzte haben darüber meist gelächelt. Wie sollte das möglich sein, führten sie aus; das Haar ist eine Röhre und enthält eingelagerten Farbstoff, der je nach seiner Dichtigkeit und Nuance den Eindruck von Blond, Bräunlich, schwarz und so weiter hervorruft; lebendig und

treibend ist nur die Haarwurzel, der Schaft dagegen ist gewissermaßen tot und unempfindlich, wie man vom Haarschneiden weiß; also kann ein bloß nervöser Einfluß den Haarschaft unmöglich einer so tiefgreifenden Veränderung unterwerfen. Dies klingt sehr plausibel. Aber, wie schon manchmal, soll auch hier der Volksmund oder vielmehr die populäre Naturbeobachtung recht behalten. In letzter Zeit sind hierüber einige Beobachtungen gemacht worden. Zunächst ein ganz extremer Fall, den Prof. Vaetz mitgeteilt hat. Als eine etwa dreißigjährige Frau, die ihn ein halbes Jahr zuvor wiederholt konsultiert hatte, eines Tages wieder in seine Sprechstunde kam, erkannte er sie zuerst nicht wieder. Er kannte sie mit dunklen Haaren, jetzt war sie grau geworden mit einzelnen direkt weißen Strähnen. Sie lächelte traurig und sagte: Ja, es ist kein Wunder, daß Sie mich nicht erkennen, ich bin vor Ähren plötzlich grau geworden. Dann erzählte sie, wie sie mit ihrem kleinen Kinde an Bord eines Dampfers gewesen, der nachts beim Ausfahren aus einem Hafen mit einem anderen Dampfer zusammenstieß und rasch sank. Die Verwirrung in der Dunkelheit war furchtbar. Es erfolgte der übliche Kampf um den Eintritt in die Boote. Die zarte Frau wurde beiseite gedrängt. In ihrer Verzweiflung sprang sie, das Kind an sich pressend, über den Schiffsrand, in der Hoffnung, auf diese Weise in ein unten liegendes Boot zu gelangen. Sie stürzte aber ins Meer und wurde nach einiger Zeit bewußtlos aufgefischt. Ihr totes Kind hielt sie noch in den Armen. Nach einigen Tagen traf ihre Mutter ein und rief bei ihrem Anblick entsetzt: aber du bist ja ganz grau! Und so war es auch. Vaetz fand bei der Untersuchung die Haare von ungleicher Farbe; namentlich an den Schläfen und an der Stirn waren einige Bündel weiß; auf dem übrigen Kopf wechselten weiße Haare regellos mit normal gefärbten. Die weichen waren der ganzen Länge nach weiß, also in einer Ausdehnung, die zu ihrem Wachstum mindestens zwei Jahre braucht, während seit dem Unglück erst sechs Monate verflossen waren! Dieser Fall ist also authentisch, woran nichts ändert, daß wir ihn mit den jetzigen Hilfsmitteln der Wissenschaft nicht recht erklären können. Unstreitig ist die Veränderung auf nervösem Wege hervorgerufen, wenn auch in den gewöhnlichen Fällen des frühzeitigen Ergrauens eine entsprechende Familienanlage die Hauptrolle spielen mag. Man kann zum Vergleich die Erscheinungen der Hypnose heranziehen, wo es durch bloßes Einreden (Suggestion) gelingt, bei den Eingeschlaferten Schwellungen der Haut, sogar richtige Brandblasen hervorzurufen. Ähnlich merkwürdig, wie der geschilderte Fall, ist das Lodigwerden schlichter Haare nach abgelaufenem Typhus, das gleichfalls neuerdings beobachtet wurde. Menschen mit schlichtem, straffem Haar bekommen nach dieser Krankheit manchmal einen richtigen Vorkopf. Das ist um so auffälliger, als zwischen beiden Haarformen nach Gestalt der Haarwurzel, Art der Einsparung in der Kopfhaut und Querschnitt des Schaftes eine deutliche Verschiedenheit besteht. Die Vorköpfe haben sich in einigen Fällen mit der Zeit wieder verloren, in anderen aber dauernd erhalten. Auch hier ist die Tatsache ebenso sicher festgestellt, wie schwierig zu erklären.

### Aus dem Pflanzenreich.

**Die Moskito-Pflanzen.** Die Pflanzen sind wichtigste Bundesgenossen des Menschen in der Bekämpfung von Krankheiten, meist aber doch nur in der Hinsicht, daß sie ihm in ihren Säften, sei es in der Wurzel oder im Stiel, in den Blättern oder den Früchten Stoffe darbieten, die eine ganz besondere Wirkung für Mensch und Tier besitzen. Man braucht nur daran zu denken, wie häufig solche Pflanzenstoffe wie Kampher oder der Saft des Fingerhutes lebenserhaltend oder lebensverlängernd wirken. Manchen Gewächsen wird aber außerdem nachgesagt, daß sie schon bei Lebzeiten, also nur durch ihre Lebensbetätigung Krankheiten von ihrer Umgebung fernhalten. In besonderem Auf stehen in dieser Hinsicht die statilichen Eukalypten, die deshalb auch in manchen Ländern außerhalb ihrer Heimat angepflanzt worden sind. Die Wirkung tritt jedoch nicht so deutlich zutage, daß man des Erfolges gewiß sein kann. Bessere Dienste verspricht nach neuen Erfahrungen eine andere Pflanze namens *Azolla*, die in Afrika zu Hause ist und jetzt namentlich auch in den deutschen Schutzgebieten zur Bekämpfung der Malaria gezogen wird. Auf ihre Verwendung würde noch vor wenigen Jahren niemand gekommen sein, ehe man nämlich wußte, daß die Moskito die eigentlichen Anstifter der Malaria beim Menschen sind. Nur gegen diese richtet sich die Wirksamkeit der Pflanze. Sie überzieht ein sumpfiges Gebiet in erstauflänglich kurzer Zeit mit einer verhältnismäßig dicken Schicht. Dadurch erstirbt sie die im stehenden Wasser sich entwickelnden Mückenlarven. Die Versuche in den deutschen Kolonien haben soviel Aufsehen erregt, daß ein amerikanischer Arzt einer seiner Gesundheitsbehörden vorgeschlagen hat, die Pflanze nach den Küsten der Vereinigten Staaten einzuführen, soweit sie von Malaria heimgesucht werden.

**Eine Kompaßpflanze.** Wenn man den Bahnhof Grunewald in der Fahrtrichtung links verläßt um am Bahndamm entlang den See zu erreichen, so trifft man am Wege, diesseits und jenseits der Parklitter, eine etwa ein bis zwei Fuß hohe Pflanze an, die durch ihre eigentümliche Tracht auffällt. Die ziemlich langen und starren Blätter sind unregelmäßig einsechsnittig, ungefähr wie die

Blätter der bekannten gelben Butterblume; am ganzen Rande sind sie mit kleinen und unten auf der Mittelrippe des Blattes mit größeren flügelartigen Gebilden besetzt. Das Auffallende an der Pflanze aber ist, daß die Blätter dort, wo sie sich vom Stengel entfernen, so gedreht sind, daß die eine Schneide gegen die Erde, die andere gegen den Himmel gerichtet ist. Bei näherer Betrachtung findet man ferner, daß die Blätter aller Pflanzen nach derselben Richtung gesteckt sind, die einen ungefähr nach Norden, die anderen nach Süden. Wir haben es mit dem sogenannten wilden Lattich zu tun, einem Verwandten unseres beliebten Salats und einem Vertreter einer Gruppe von Pflanzen, die wegen der geschilderten Eigentümlichkeit der Blattstellung als „Kompaßpflanzen“ bezeichnet werden. Bei uns ist sie nicht so häufig, als daß sie als „Kompaß“ eine Rolle spielen könnte. Anders bei einer Pflanze der nordamerikanischen Prärien, die ganz ähnlich gebaut ist, bei der die Eigenschaften der senkrecht und nach Nord und Süd gerichteten Blattstellung noch viel schärfer ausgeprägt sind, derart, daß schon die lebende Pflanze den Eindruck macht, als ob sie im Herbarium durch Pressung ihre Form erhalten hätte. In den weiten Prärien wurden die Jäger frühzeitig auf dieses von ihnen zuerst als Kompaßpflanze benannte Gewächs aufmerksam, die ihnen bei bedecktem Himmel zur Orientierung über die Himmelsrichtung diente.

Wenn wir nun fragen, inwiefern eine derartige Blattstellung für die Pflanze von Vorteil sein könnte, so wird die Antwort nicht schwer fallen. Indem die dünnen Blätter mit den Flächen gegen Abend und Morgen schauen, werden sie von den milden Strahlen der auf- und der untergehenden Sonne gut durchleuchtet und erwärmt, von der dörrenden Erhitzung durch das Mittagsgestein aber verschont. Es liegt also eine Anpassung vor, die den Kompaßpflanzen das Gedeihen auf trockenem Boden ermöglicht. Andere Salatarten, die keine senkrecht, sondern in der üblichen Weise wagerecht gestellten Blattflächen haben, kommen denn auch nur auf schattigem oder feuchterem Boden vor.

Wer im Botanischen Garten zu Dahlem jene Anpflanzung von Sträuchern und Bäumen aufsucht, die den australischen Buschwald darstellt, wird beobachten, daß die senkrechte Blattstellung bei dieser Gruppe eine große Verbreitung besitzt. Die oft sehr schmalen Blattflächen sind vielfach senkrecht gestellt, was zur Folge hat, daß bei hohem Sonnenstande nur wenig Schatten auf den Boden gelangt. Die „schattenlosen Wälder“ Australiens haben dieser Eigentümlichkeit ihren üblen Ruf zu verdanken.

### Verkehrswesen.

**Die Eisenbahnen der Erde.** Dr. Kreuzkam macht im neuesten Heft der Monatschrift „Die Welt des Kaufmanns“ (Verlag von Georg D. W. Callwey in München) Angaben über den Umfang des Eisenbahnnetzes in allen fünf Erdteilen. Er schreibt u. a.: Die Vereinigten Staaten von Amerika sind unter allen Staaten der Erde das an Eisenbahnen reichste Land; mit dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“ ist auf diesem Gebiete der Wettbewerb überhaupt ausgeschlossen, sie haben mehr Eisenbahnen als ganz Europa und nehmen von dem gesamten Eisenbahnnetz der Welt fast die Hälfte für sich in Anspruch. Es sind 473 096 Kilometer Eisenbahnen in Amerika, darunter in den Vereinigten Staaten — einschließlich 579 Kilometer in Alaska — 381 579 Kilometer, das sind über 45 000 Kilometer mehr als in Europa mit seinen 316 093 Kilometern. Asien hat 87 958 Kilometer, Australien 28 510 Kilometer, Afrika 28 193 Kilometer Eisenbahnen. Die Reihenfolge der einzelnen, am besten mit Eisenbahnen ausgestatteten Länder hat sich wenig verändert: auf die Vereinigten Staaten von Amerika folgt das Deutsche Reich mit 57 376 Kilometer; allerdings ist der Abstand zwischen dem ersten Eisenbahnlande der Welt und dem Deutschen Reiche hinsichtlich der Bahnlänge sehr bedeutend. Dann kommt das europäische Rußland mit 56 670 Kilometer, Frankreich mit 47 142 Kilometer, Britisch-Ostindien mit 46 642 Kilometer. Auch Oesterreich-Ungarn hat sein Eisenbahnnetz bedeutend ausgedehnt, nämlich auf 41 227 Kilometer, während in Großbritannien und Irland der nahezu völlige Stillstand des Eisenbahnbaues anhält. Großbritannien mit seinen 37 107 Kilometern scheint also ein mit Eisenbahnen gesättigtes Land zu sein. Kanada hat ein Eisenbahnnetz von 33 147 Kilometern, Mexiko 21 007 Kilometer, die Argentinische Republik 20 560 Kilometer, Brasilien 17 059 Kilometer, Italien 16 420 Kilometer, Spanien 14 649 Kilometer und Schweden 13 165 Kilometer. In China wurden 1906 etwa 2300 Kilometer Eisenbahnen neu hinzugebaut; außerdem ist in dem weiten Reiche überall der Bau neuer Eisenbahnen in Angriff genommen. Das Reich in Afrika hat sich von 26 395 Kilometer auf 28 193 Kilometer vergrößert und nunmehr fast den Umfang der australischen Bahnen erreicht. Zieht man das Verhältnis des Eisenbahnnetzes zu dem Flächeninhalt in Betracht, so ergibt sich eine von der obigen ganz verschiedene Stufenleiter. Da steht unter allen Staaten das kleine industriereiche Belgien oben: es kommen dort auf 100 Quadratkilometer Flächeninhalt 45,4 Kilometer Eisenbahnen, das heißt die höchste Quote. Dann folgen das Königreich Sachsen mit 20,3 Kilometern, Baden mit 14,5 Kilometern, Elsaß-Lothringen mit 13,6 Kilometern, Großbritannien und Irland mit 11,8 Kilometern, Deutschland mit 10,6 Kilometern, Württemberg und die Schweiz mit 10,5 Kilometern, Preußen und Bayern mit 10 Kilometern.